

Ein serbischer Stadtneurotiker

«Ludwig» – David Albahari inszeniert den Narzissmus der Schriftsteller

Ulrich M. Schmid · Jeder erfolgreiche Autor gelangt früher oder später an den Punkt, an dem er versucht, das Geheimnis der literarischen Kreativität zu ergründen. Plötzlich müssen sich seine Protagonisten nicht mehr mit der komplexen Lebenswirklichkeit auseinandersetzen, sondern beginnen, eine Existenz zweiten Grades zu führen: Sie verlieren sich in dem unsicheren Grenzgebiet zwischen Fiktion und Realität; ihre privaten Angstphantasien erweisen sich als stärker als alle gesellschaftlichen Zwänge. David Albahari (geb. 1948) hat sich in seinen bisherigen Romanen auf beeindruckende Weise an allen Themen abgearbeitet, die sich in der serbischen Gegenwartsliteratur aufdrängen: der Holocaust, das Trauma des Jugoslawienkriegs, die Randexistenz des jüdischen Intellektuellen in der serbischen Gesellschaft und schliesslich das prekäre Emigrantendasein in Kanada. Unschwer lassen sich in dieser Aufzählung prägende Erfahrungen aus Albaharis eigener Biografie erkennen.

In seinem neusten Roman, «Ludwig», thematisiert Albahari nun das Schreiben selbst und erkundet die Befindlichkeit eines neurotischen Autors. Sein Ich-Erzähler jagt dem eigenen literarischen Ruhm nach, ist aber gleichzeitig einem anderen Schriftsteller, eben jenem Ludwig, hörig. Zunächst beschränkt sich die Freundschaft darauf, dass der Ich-Erzähler die chaotische Wohnung des bewunderten Genies in Ordnung bringt, den Abwasch und die Einkäufe erledigt. Bald regt sich in ihm allerdings der Wunsch nach Höherem: Er will selbst ein «Buch der Bücher» schreiben, das den Gipfel der Weltliteratur markiert. In langen Diskussionen bespricht er seinen grossen Wurf mit Ludwig, der sich aber als Plagiator erweist und die fremde Idee neu arrangiert unter eigenem Namen veröffentlicht.

Ob die Version, die der Ich-Erzähler über sein Lebensdrama verbreitet, wahr ist, weiss man als Leser indes nicht – alle Ereignisse werden aus der radikal subjektiven Perspektive des Hintergegangenen geschildert. Albaharis Kunst besteht darin, hinter dem beleidigten Monolog die geheime Identität des Betrogenen mit dem Betrüger sichtbar werden zu lassen. Gerade der hysterische Duktus des Redeflusses mit seinen vielen Wiederholungen zeigt an, dass der Ich-Erzähler sich im Gehäuse seiner eigenen Obsessionen im Kreise dreht und immer wieder nur auf sein eigenes Suchen stösst.

«Ludwig» ist deshalb eine Lektüre für Fortgeschrittene: Wer dem Ich-Erzähler alles glaubt, gewinnt keinen Einblick in die narzisstische Seele des erfolgssüchtigen Autors. Der Ich-Erzähler schiebt in seiner Argumentation vor jedes eigene Trauma eine Anklage an die Adresse Ludwigs. Erst wenn man diesen Mechanismus erkannt hat, scheinen andere mögliche Versionen des Vorgefallenen auf: Der Plagiatsvorwurf kaschiert dann nur noch notdürftig die eigene Schreibblockade; der Verdacht, Ludwig stelle der eigenen Frau nach, erweist sich als Retourkutsche für die unerfüllten homoerotischen Phantasien des Ich-Erzählers; die fortwährenden Klagen über die Provinzialität Belgrads spiegeln das Ressentiment des Zugereisten aus dem serbischen Hinterland.

Gerade der trotzig-eigensinnige, mit dem der Ich-Erzähler seine eigene künstlerische Impotenz in eine Attacke auf den erfolgreicherer Kollegen ver-

wandelt, signalisiert ein tiefer liegendes Schuld-bewusstsein: Nicht Ludwig ist der Plagiator, sondern der Ich-Erzähler. Die Quellen seiner Inspiration nennt er dabei gleich selbst: Die Idee des «Buchs der Bücher» stammt vom polnischen Avantgardisten Bruno Schulz, die Konstruktion eines Haupttexts mit ausgedehnten Fussnoten und Kommentaren entlehnt er Vladimir Nabokovs philologische Satire «Fahles Feuer», und die bewusste Verrätselung des Werks basiert auf Jorge Luis Borges' Wortlabyrinthen.

Damit ist ein Grunddilemma aller Literatur benannt: Man kann nicht in einem ideenfreien Raum schreiben, absolute Originalität ist nicht zu haben. «Ludwig» muss deshalb nicht einfach als Psychogramm eines neurotischen Autors gelesen werden, sondern als poetologischer Traktat in Erzählform. Albahari reflektiert hier die hermeneutische Grundlage seines grandiosen Gesamtwerks, das nicht nur durch stilistische Beeinflussung, sondern auch durch das bewusste Ausweichen von literarischen Vorbildern geprägt wird.

Das wusste auch schon der «andere» Ludwig, der in diesem Roman immer wieder als Gewährsmann zitiert wird: In seiner späten Philosophie entwarf Wittgenstein die Konzeption des Sprachspiels, bei dem Bedeutungen nicht stabil sind, sondern sich durch situative Konstellationen ergeben. Dieselbe semantische Relativitätstheorie prägt auch Albaharis literarisches Schaffen: Er stellt seine Romane und Erzählungen in den offenen Raum der Weltliteratur, nimmt andere literarische Stilmittel auf und stellt seine eigene künstlerische Innovationskraft gerade durch die Offenlegung dieses Dialogs unter Beweis.